

Die Universität der Demokratie

Autor(en): **Bovet, E.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **14 (1914)**

PDF erstellt am: **06.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-750755>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DIE UNIVERSITÄT DER DEMOKRATIE

Am 18. April wird das neue Gebäude der Zürcher Universität eingeweiht. Die Ehrengäste aus den Nachbarländern werden staunen, wenn sie erfahren, dass ein kleines Volk von etwa 400 000 Köpfen (die Ausländer nicht mitgerechnet) freiwillig, in direkter Abstimmung, für dieses Gebäude die Summe von sechs Millionen beschlossen hat. Und sie würden noch mehr staunen, wenn sie Zeit und Gelegenheit hätten, in das tägliche Leben unserer Hochschule hineinzublicken, wenn sie die vielen Fäden sähen, die bei uns das Volk und die höchste Lehranstalt verbinden, wenn sie den Geist spürten, der uns alle bewegt.

Die schweizerischen Hochschulen, wenn auch verschieden unter sich, haben doch gemeinsame Züge, die sie vom Auslande unterscheiden und ihnen geradezu eine kulturgeschichtliche Bedeutung geben. Die geographische Lage, die Verschiedenheit der Sprache, die zahlreichen Dozenten aus fremden Ländern, die beschränkten Mittel, mit denen gearbeitet wird, die Abhängigkeit vom souveränen Volk, der praktische Sinn der Schweizer, und nicht zuletzt die Tatsache, dass unsere Hochschulen (von Basel abgesehen) von jüngerem und jüngstem Datum sind, alles das gibt uns etwas Eigenartiges, das gerade ein fremder Beobachter am besten definieren könnte.

Hier soll bloß von Zürich die Rede sein, und zwar gehe ich besonders von den Erfahrungen aus, die ich seit dreizehn Jahren an meiner Fakultät machen konnte (philosophisch-philologisch-historische Richtung).

Vieles habe ich gerade im Verkehr mit den Lehramtskandidaten gelernt, die ja ohne Matura studieren und eine Eigentümlichkeit unserer schweizerischen Hochschulen bilden. Während sie vor etwa zwanzig Jahren von den „eentlichen“ Studenten noch wenig geachtet wurden, sind sie jetzt auf dem Wege der schönsten Entwicklung und bringen in das Auditorium nicht nur einen soliden Fleiß, sondern auch etwas Gesundes, Ursprüngliches und eine warme Begeisterung.

Etwa im zweiten Jahre meiner Tätigkeit gab ich den Lehramtskandidaten als Thema zu einem französischen Aufsätze: *Uni-*

versität und Demokratie. Die eingelieferten Arbeiten gipfelten meistens in der Behauptung: das Volk zahlt die Hochschule, also hat die Hochschule dem Volke zu dienen, — wobei „Volk“ im engeren Sinne zu verstehen war, das heißt mit Ausschluss der Reichen und der akademisch Gebildeten. Diese an sich bereits charakteristische Behauptung führte zu einer Diskussion; schließlich wurden wir alle einig: dass das „Volk“ (im engeren Sinne) die Hochschule aus eigener Tasche zahle, ist sachlich unrichtig, da der Steuerertrag des „Volkes“ offenbar andere, dringlichere Bedürfnisse zu bestreiten hat; immerhin bleibt es eine schöne Tat, wenn das „Volk“, das die Mehrheit bildet, in uneigennütziger Weise aus der gemeinsamen Kasse so große Summen für die Pflege der Wissenschaft bewilligt. Und dennoch geht es nicht an, aus *diesem* Grunde, rein materieller Art, eine Verpflichtung der Universität abzuleiten; es hieße beide Teile, Demokratie und Wissenschaft, erniedrigen. Das Verhältnis ist anderer und höherer Art. Das Volk sieht ein und hat immer mehr einzusehen, dass die Universität ihm die höchsten Güter, worunter die Gedankenfreiheit, sichert; andererseits hat die Universität einer Demokratie die moralische Pflicht, die Resultate der Wissenschaft in soziale, staatsbürgerliche und erzieherische Werte umzusetzen.

Diese Diskussion mit meinen Studenten hat nicht wenig dazu beigetragen, in mir den Gedanken von *Wissen und Leben* entstehen zu lassen.

Das wäre *unser Ideal*. Und wenn ich an ausländischen Hochschulen Vorlesungen zuhöre, mit Dozenten und Studenten verkehre, komme ich immer mehr zur Überzeugung, dass unser System seine großen Vorzüge hat. Aber auch seine Gefahren!

Nichts ist mir so verhasst wie die Pedanterie und der Dünkel des Gelehrten; ich halte es auch für einen pädagogischen, methodologischen Irrtum, in einer Vorlesung eine eigentliche wissenschaftliche Diskussion vorzutragen; das gehört in Spezialübungen, wo ein kleiner Kreis von gleichmäßig vorgerückten Studenten im Stande ist, der Argumentation zu folgen, das Material zu prüfen und Fragen zu stellen. Die Seminarien sind das Laboratorium der Wissenschaft; die Vorlesung soll Darstellung und besonders *Anregung* sein. 1890 schloss Heinrich Morf seine Antrittsvorlesung in Zürich mit den Worten: „Was Ernest Renan in dem

schönsten seiner Bücher, den *Souvenirs d'enfance et de jeunesse*, sagt: *L'essentiel de l'éducation, ce n'est pas la doctrine enseignée, c'est l'éveil* — die Anregung, das gilt auch von jenem Stück Erziehung, welches wir den akademischen Unterricht nennen.“ In diesem Sinne können wir es nur begrüßen, wenn die schweizerischen Verhältnisse die Dozenten zwingen, immer wieder an die Wirklichkeiten des Lebens zu denken; die rein wissenschaftlichen Leistungen werden ihnen dadurch erschwert; ihre erzieherische und soziale Bedeutung dagegen erhöht; das Leben dringt durch Tür und Fenster in die Studierstube ein.

Jedoch . . .: hüten wir uns davor, durch allzuvielen praktische Forderungen die Universität von ihrem eigentlichen Ziele abzulenken! Während früher nur eine regelrechte Matura den Eintritt in die Universität ermöglichte, hat man seit Jahren verschiedenen Kategorien von Zuhörern (Schweizern) den Eintritt erleichtert, so für das Lehramt, die Sozial- und Handelswissenschaften, die Journalistik und an anderen Ecken und Enden. Dadurch wollte man die Methoden und das Tatsachenmaterial der Wissenschaft einem größeren Kreise zugänglich machen, was unserem demokratischen Ideal durchaus entspricht.

Es darf aber nie vergessen werden: die Universität ist nicht bloß die höchste Lehranstalt in bezug auf die *Quantität* des Wissens; sie unterscheidet sich auch *qualitativ* von allen früheren Stufen des Unterrichtes; sie hat nicht nur zu vermitteln, sie hat zu produzieren; je nach den Fällen hat der Dozent zu zweifeln, zu stören oder Neues aufzubauen, sei es mit Tatsachen, sei es mit Hypothesen . . . *Eben in dieser Freiheit liegt der höchste Wert der Hochschule.* Das setzt aber bei den Zuhörern viele Kenntnisse und ein längeres Studium voraus. Trifft diese Voraussetzung nicht zu, sind die Zuhörer sehr ungleich und oft ungenügend ausgerüstet, ist der Dozent in hohem Maße auf elementare Vulgarisation angewiesen und an einen bestimmten immer wiederkehrenden Zyklus gebunden, so entsteht notwendigerweise die Verflachung. Denn wenn der Dozent immer wieder von seinem Kapital geben muss, und die Zeit zur Konzentration, zur eigenen Forschung ihm fehlt, dann versiegt allmählig der Quell der Begeisterung und nimmt der Wert des Unterrichtes ab. — Rechnen wir mit einem positiven Beispiel: Ein Ordinarius ist bei

uns zu einem Minimum von zehn Stunden wöchentlich verpflichtet (im Auslande: 2—6); als Vorbereitung für die leichteste Übung rechne ich etwa zwei Stunden; für eine Vorlesung vier bis sechs Stunden; für eine Seminarübung bedeutend mehr; im Durchschnitt also täglich zehn bis zwölf Stunden intellektuelle Arbeit . . . Und je intensiver man sich dem *Unterrichte* hingibt, um so schwieriger und zerhackter ist die wissenschaftliche Arbeit. Der Semesterschluss bringt regelmäßig eine totale Erschöpfung der Nerven.

„Nun — sagt mir ein lieber Freund, — wozu denn noch andere Verpflichtungen aufnehmen, wie Heimatschutz, *Wissen und Leben*, usw.?“ Es ist wohl zunächst eine Sache des persönlichen Temperamentes, aber auch eine schöne, tragisch-schöne Folge unserer demokratischen Lebensauffassung. Bei uns kommt der Dozent in so innige Berührung mit dem Leben, er ist so sehr Staatsbürger, dass er, einer inneren Pflicht gehorchend, dem sozialen Leben seine Mitarbeit bringt; der Eine so, der Andere anders, wohl aber die meisten unter uns. Ich darf aber sagen, dass wir damit unsere Kräfte aufreiben, was wiederum nicht im Interesse des Staates ist.

Ich habe hier nur das Problem der Professoren kurz aufgestellt; es gäbe noch ein Problem der Studenten, und die Frage der späteren Lebensberufe, ihrer Beziehungen zum Volke und zur Universität. Kurz, unsere Demokratie ist daran, ein *intellektuelles Problem* eigener Art unter eigenen Bedingungen zu lösen. Zu einer gesunden Lösung gehört notwendig eine gründliche, allseitige Prüfung der Frage, und das ist bei uns noch nicht geschehen. Dem Instinkt gehorchend haben wir von Fall zu Fall entschieden, Manches gebessert, hinzugefügt, aber auch Manches gefährdet . . .

Nun beziehen wir ein neues Haus, mit einer neuen Universitätsordnung, die ganz entschieden von modernem Geiste getragen wird. Wir müssen noch einen Schritt weiter gehen und ein neues Universitätsgesetz bekommen, das aus den vielen Versuchen und Erfahrungen etwas Harmonisches, unserem Ideal Angepasstes aufbaut. Es soll gesorgt werden für die weniger bemittelten, klugen Söhne des Volkes, wie auch für die Arbeitsfreiheit ihrer Lehrer; für das praktische Leben, wie auch für die

hohen Rechte der wissenschaftlichen Forschung; für die Ausbildung des Geistes, wie auch für die Erziehung des Charakters.

Bei näherer Prüfung wird man sehen, dass die Frage zum Teil eine finanzielle ist (Subventionen an Studenten; Minderung der Pflichtstunden der Professoren, und also mehr Dozenten); und da die Kantone an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit angelangt sind, wird man die Notwendigkeit einer Bundessubvention einsehen müssen.

Die Frage ist aber noch mehr eine psychologische und sozialpolitische; hierin kann und soll unsere Demokratie etwas Großes schaffen, etwas Neues, wodurch sie den Beweis liefert, dass sie in keiner Weise zur Mittelmäßigkeit verurteilt ist. Die Jahre meiner Tätigkeit mitten im Zürchervolk geben mir ein festes und frohes Vertrauen in die Zukunft, in ein gegenseitiges Durchdringen von Wissen und Leben wobei ein Jeder dem andern dienen wird, nicht aus bezahlter Pflicht, sondern aus höherer Einsicht in die Gesetze der menschlichen Solidarität.

ZÜRICH

E. BOVET



EOS

Über elysische Fluren der griechischen Inseln

Schwebte in duftigen Schleiern die Eos,

Goldene Gefäße des heiligen Gottes

An ihren rosigen Fingern tragend;

Hoch über die Stirne das Eine wiegend,

Als trüge sie drin die purpurne Morgenröte

Über die nächtlich ruhenden, schattigen Auen,

Westwärts den Blick auf fernes Gebirge gewandt;

Senkend die andere Schale zur Neige,

Dass sich der Tau der vergangenen Nacht

Auf die Gefilde der Erde ergieße.

CASPAR WILLY STREIFF

